

**William S. Niederkorn**

**Der Shakespeare-Code –  
und andere wunderliche Ideen aus dem traditionellen Lager**

Die Kontroverse über den Autor von Shakespeares Werk hat eine Art Wendepunkt erreicht. Eine neue Biographie über den Grafen Oxford stärkt die ketzerische These, daß er Shakespeare war, während bei anderen Arbeiten im traditionellen Geist die Phantasie als wichtigstes Werkzeug jetzt voll etabliert ist.

Neue traditionelle Studien über Shakespeare bewegen sich noch weiter als bisher in Phantasiewelten – aber bauen sie ein Kartenhaus?

Das Problem besteht darin, daß es bei Shakespeare so viel Raum für Mutmaßungen gibt, und Experten aller Couleur sich deshalb zum Sprung in den gelehrten – oder manchmal auch nur irrwitzigen – Glauben veranlaßt sehen.

Davon bleibt nicht einmal der offizielle Shakespeare verschont: Die gerade von der *Oxford University Press* verantwortete Ausgabe „William Shakespeare: The Complete Works“ enthält ein Stück namens „Sir Thomas More“, das auf einem bisher unpublizierten elisabethanischen Manuskript beruht. Seit langem wurde behauptet, daß die Handschrift in dem Teil einer Szene gut vergleichbar ist mit den sechs krakeligen, im allgemeinen als echt angesehenen Unterschriften Shakespeares. Weniger als die Hälfte der kleinen und nur ein Bruchteil der großen Buchstaben sind in den Unterschriften enthalten, aber das scheint den Herausgebern zu genügen, deren Urteil allen gefallen wird, die nach Beweisen dafür suchen, daß Shakespeare Shakespeare ist.

Drei andere neue Bücher liefern Argumente für dieses Lager.

Da ist zunächst die Frage nach Shakespeares Quellenmaterial. Er muß eine Menge Bücher gelesen haben, und Bücher waren damals wertvoll. In seinem Testament hat er zwar genau bestimmt, daß seine Frau sein zweitbestes Bett haben soll und an wen Geschirr, ein Schwert und verschiedene Ringe gehen sollten, aber Bücher werden nicht erwähnt.

In dem Buch „1599: A Year in the Life of William Shakespeare“ (Faber & Faber, 2005) bemerkt James Shapiro, ein Professor für Englische Literatur an der Columbia Universität: „Shakespeare kann unmöglich auch nur einen Bruchteil der Bücher, die in seinen Stücken Verwendung fanden, gekauft oder ausgeliehen haben.“ Er bietet folgende Lösung an: „Die Buchläden Londons waren notwendigerweise Shakespeares Arbeitsbibliotheken, und er muß viele Stunden da herumgestöbert haben, von einem Laden in den nächsten wandernd (denn anders als heute hatte jeder Händler nur Bücher zu einem bestimmten Thema), wobei er Ideen entweder auf einem Notizblock festhielt oder sie einfach in seinem fabelhaften Schauspieler-Gedächtnis speicherte.“ So ist also Shakespeare Shakespeare – wenn wir annehmen, daß die Buchhändler die ausländischen Titel vorrätig hatten, aus denen in einigen Stücken zitiert wird, und daß Shakespeare sie lesen konnte.

Möglich ist es. Aber wie wurde Shakespeare so ein gelehrter Mann? Vielleicht, sagen die Traditionalisten, war er ja Lehrer. Man weiß nicht, was Shakespeare 1580 und 1581 tat, aber es gibt Belege, daß ein gewisser William Shakeshafte in diesen Jahren Hauslehrer in einer katholischen Familie in Lancashire war. Dokumente zeigen, daß auch Shakespeares Familie katholisch war. Könnte Shakespeare zu Shakeshafte geworden sein?

In seinem Buch „Will in the World: How Shakespeare Became Shakespeare“ (W. W. Norton, 2004) bemerkt Stephen Greenblatt, Professor für Literatur in Harvard, „Skeptiker haben darauf hingewiesen, daß es in der Gegend viele Leute mit dem Familiennamen Shakeshafte gab.“ Trotzdem stellt Greenblatt unter Verwendung einiger, wie er zugibt, wackliger Indizien die Verbindung her und zieht sie bis zu den Lord Strange’s Men, den Vorläufern von Shakespeares Schauspieltruppe. Er geht sogar noch weiter: „Der Zeitpunkt, zu dem Will sich wahrscheinlich dort aufgehalten hat, ist der gleiche, zu dem der Jesuit Campion sich in die gleiche Richtung bewegte.“ Gemeint ist St. Edmund Campion, der im Herbst 1581 durch die protestantische Obrigkeit den Märtyrertod starb und im Jahr 1970 von Papst Paul VI. heilig gesprochen wurde.

Das erklärt, warum Shakespeare so verschwiegen war. Mit Campion als Mentor und all seinen fanatisch katholischen Verbindungen in der hei-

matlichen Grafschaft Warwickshire, und während die Köpfe ermordeter Katholiken auf Speerspitzen auf der London Bridge zur Schau gestellt wurden, wußte Shakespeare sicherlich, daß er vorsichtig sein mußte.

Deshalb also gibt es keine handschriftlichen Briefe Shakespeares, oder Bücher, in die er seinen Namen schrieb, denn, wie Greenblatt schreibt, „die aufgespießten Köpfe mögen zu ihm gesprochen haben an dem Tag, als er London betrat – und er hat ihre Warnung wohl beachtet.“

Aber Moment mal: Ist Shakespeares Werk nicht der Eckstein der nicht-kirchlichen englischen Literatur? Wie kann ein radikaler Katholik das mit gutem Gewissen geschrieben haben?

Der Gedanke, daß Shakespeare heimlich ein Katholik war, geht zurück mindestens bis zum Jahr 1850 und wurde lange verlacht, ebenso wie heute immer noch Studien über die Autorschaft verlacht werden. Aber da die Theorie, er sei Katholik gewesen, jetzt eine annehmbare Begründung für seine Verschwiegenheit bietet, neigen viele Wissenschaftler, wie Greenblatt, zu dieser Möglichkeit.

Die Privatgelehrte Clare Asquith stellt in „Shadowplay: The Hidden Beliefs and Coded Politics of William Shakespeare“ (Public Affairs, 2005) die Schlüsselthese auf, daß Shakespeare in seinen Stücken und Gedichten katholische Propaganda machte: Jedesmal, wenn er „hoch“ und „schön“ schreibt, meint er katholisch, und mit „niedrig“ und „dunkel“ meint er protestantisch. Ein „Sturm“ deutet auf die Reformation, die von den Katholiken als furchterregende Umwälzung ihrer Welt empfunden wurde. Und so weiter.

All diese Bücher sind provokativ und wurden im allgemeinen positiv aufgenommen. Aber da ihr Fundament auf kryptischen Mitteilungen und wackeligen Indizien beruht, wecken sie doch Zweifel.

Die große Mehrheit der Gelehrten und Professoren für englische Literatur akzeptiert entweder passiv oder sogar aktiv die traditionelle Theorie, daß Shakespeare eben Shakespeare war. Aber da gibt es auch die Skeptiker, wichtige Schriftsteller, Privatgelehrte, Anwälte, Richter der höchsten Gerichte, Akademiker und sogar bedeutende Shakespeare-Darsteller. Die Gruppe derjenigen, die es für wahrscheinlich halten, daß ein anderer als Shakespeare die Dramen und Sonette verfaßt hat, die ihm zugeschrieben werden, ist aus kleinen Anfängen zu einer starken Gemeinschaft gewor-

den, mit eigenen Veröffentlichungen, Organisationen, lebhaften Online-Diskussionsgruppen und jährlichen Konferenzen.

Für das traditionelle Lager ist die Annahme, der Autor sei nicht Shakespeare, ein Sakrileg. Vor einigen Monaten verlor der neue künstlerische Leiter des Shakespeare Globe Theaters in London keine Zeit und sagte der London Times wenige Tage nach seiner Bestallung: „Ich denke, daß all diese Theorien über Shakespeare absoluter Schwachsinn sind.“

In einem Artikel im Times Literary Supplement (TLS) über eine neue Reihe von Büchern, die sich mit der Autorschaft beschäftigen, hält Brian Vickers – der Doyen aller Shakespeare-Experten, der vor einiger Zeit im TLS das Shakespeare Gedicht „A Lover’s Complaint“ dem John Davies von Hereford zuschrieb – eine akademische Brandpredigt gegen die Advokaten des Shakespeare-muß-ein-anderer-gewesen-sein.

Tatsächlich sieht sich die traditionelle Theorie mit echten Problemen konfrontiert. Wie konnte es zum Beispiel sein, daß ein Schriftsteller dieser Bedeutung keinen Hinweis darauf hinterläßt, daß er je mit seiner Arbeit Geld verdient hatte? In einer Folioausgabe, die der von Shakespeares Werken vorausging, veröffentlichte Ben Jonson seine Stücke und widmete jedes einzelne blumenreich einem anderen Gönner; Shakespeare tat nichts dergleichen. Und doch war er ein Mann, der, wie Greenblatt bemerkt, „es haßte, auch nur kleine Beträge sich durch die Finger rinnen zu lassen.“

Viele Stücke lagen unveröffentlicht herum, bis sie sieben Jahre nach seinem Tod schließlich von anderen gesammelt und veröffentlicht wurden, aber nicht zum Gewinn für Shakespeares Erben. Und keiner seiner Abkömmlinge verlor ein Wort über seine literarischen Leistungen.

Wenn Shakespeares Leben Dichtung ist, die auf Fakten beruht und die zu ihrem Verständnis Phantasie benötigt, dann verdient ein anderes neues Buch von Mark Anderson Aufmerksamkeit: „Shakespeare‘ by Another Name: The Life of Edward de Vere, Earl of Oxford, the Man Who Was Shakespeare“ (Gotham Books, 2005).

Anderson zeigt, daß es unzählige Verbindungen für de Vere als Autor von Shakespeares Werk gibt. So wird zum Beispiel Susan, die jüngste der drei Töchter de Veres, wie Anderson herausfindet, in einem zeitgenössischen Epigramm mit King Lears jüngster Tochter Cordelia verglichen.

Sie heiratete Philip Herbert, den Earl of Montgomery. Die Herausgeber der Ersten Folio-Ausgabe, der Originalausgabe vieler Shakespeare-Stücke, widmeten sie genau den beiden Grafen Philip Herbert und William Herbert, Earl of Pembroke.

In der riesigen Menge von Verknüpfungen, die Anderson zwischen de Vere und Shakespeare findet, gibt es sicherlich auch ein paar schwache, aber keine ist gewagter als der „Code“ von Clare Asquith oder die Identifikation von Shakespeare mit Shakeshafte.

Auch „Shakespeare‘ by Another Name“ hat seine Probleme. Anderson übernimmt gerne fragwürdige traditionelle Argumente, wenn sie sich für seine These umdrehen lassen. So akzeptiert er „Sir Thomas More“ ganz als Stück von de Vere, nicht nur den Teil der sechsten Szene, der von den Orthodoxen für Shakespeare reklamiert wird. Der überwiegende Teil des Manuskripts zeigt die Handschrift des zeitgenössischen Autors Anthony Munday, der nach Anderson eine Zeit lang de Veres Sekretär war. Wie der Held des Stückes hatte auch de Vere eigene Erfahrungen als Gefangener im Tower zu London, wo, wie Anderson vermutet, er das Stück geschrieben haben könnte.

Die Argumente beider Seiten der Verfasserschafts-Debatte beruhen auf Vermutungen. Beide gründen sich auf eine Geschichte, nicht auf harten Fakten. Eine von beiden – oder beide – könnten im Lauf der Zeit widerlegt werden. Inzwischen, und das könnte ein langes Inzwischen werden, vielleicht ein ewiges, bleiben die Dinge wie sie sind.

Vielleicht auch nicht. Wie wäre es denn, wenn Untersuchungen zur Verfasserschaft standardmäßig zu einem Teil des Studienplans über Shakespeare gemacht würden?